

# An Western-Avenue.

Eine Erzählung aus dem deutsch-amerikanischen Leben von Hans Hofmann.

(6. Fortsetzung.)

Dieser war in weniger denn fünf Sekunden ein brennendes Wad, aus welchem die Ketten zuckten, das Feuer schlug, Umläufer rasten und Wirtschaffswärmer quakten. Das Alles wurde grell beleuchtet von den letzten Resten des bengalischen Feuers, das natürlich mit allem übrigen in Brand gerathen war.

Es war eine bedenkliche Situation, und Niemand von den zunächst Beteiligten zeigte sich ihr völlig gewachsen. Wurm, Lohy und nicht zuletzt — Lippis pflanzten eilig das Hasenpanier auf, indem sie sich, so schnell es gehen wollte, in den schmalen Thorweg des Grocerhauses flüchteten. Frau Johanna, die dort auf den Treppentritten gesessen hatte, also aller Gefahr so ziemlich entrikt war, blieb einen gelenden Schrei aus, der als Vorbote einer auf jede mögliche Weise komplizierten Dummheit dienen mußte, und auch Frau Heintzmann hielt diesmal der Gefahr nicht Stand, — dies nicht so sehr, weil sie für Haut und Knochen sorgte, als vielmehr darum, weil sie ihr kostbares Sedentelbäck am Leibe hatte. Sie alle flüchteten, einander rüchloslos stoßend und drängend in den, wie gesagt, überaus schmalen Thorweg, wo allein momentan Sicherheit war. Die Zuschauer auf der Straße aber stoben freudig auseinander.

In dieser schrecklichen Noth betrauerte sich Hopper als ein waderer Mann. Raum war nämlich bei Wurm das Unheil ausgebrochen, da rücte er, ohne irgend welche ängstlichen Befürchtungen für seine eigene Sicherheit mit seinem Spritzschlauch in's Feld. Pomponius, als ein treuer Knappe, sprang nach der Pumpe, und so war Hopper in der Lage, mit einigen kalten Wasserstrahlen, die er aus nächster Nähe auf die Brandstätte entsendete, rasch jede Gefahr zu beseitigen.

Das war gewiß eine höchst lobenswerthe That des Painters, und hätte er sich darauf beschränkt, sie zu üben, so wäre Dank und Anerkennung von allen Seiten gewiß sein Theil gewesen. Aber der Teufel reiht auf einem Fiedelbogen, wie ein altes Wort treffend sagt... Bei dem Stöhnen des bengalischen Lichtes hatte Hopper die Familie Wurm entdeckt, zusammengesetzt in „drangvoll fürchterlicher Enge“ in jenem Thorwege. Zu allem Unglück stand Frau Heintzmann allein anderen voran, der Straße am nächsten. Raum erlöste nun Hopper das im Augenblicke ängstlich ängstliche Gesicht seiner Freundin, da brante wieder die Badpfeife von unglücklich auf seiner Wange, als wäre sie eben erst gegeben worden, und qualvoll erinnerte er sich, daß er einen Schlauch gefüllt mit kaltem Wasser in der Hand hatte... Ha! da war eine gediegene Gelegenheit, Rache zu nehmen — und Hopper war nicht der Mann, eine solche Gelegenheit ungenützt verstreichen zu lassen.

Etwas wie teuflische Freude zuckte über sein Angesicht — dann schrie er Pomponius an:

„Pumpen, fest pumpen, Donnerwetzer, das Zeug will nicht versiegen!“

Der Schwarze, ein Muster von Gehorsam, pumpte aus Leibesträften, — Mephiso Hopper aber richtete den Schlauch plötzlich gegen die Hausfüße.

Ein entsetzliches Kreischen und Hilferufen und Flüchen war die augenblickliche Folge der fluchwürdigen That. Aber an dem Felsenhergen des Painters prallte all' das ab, ohne den geringsten Eindruck zu hinterlassen. Hopper lachte im Gegentheile laut auf, als die durchdringende Stimme der Frau Heintzmann durch die Nacht gellte, und er rief: „Zu viel Hitze in den Leuten; zu etwas ist gefährlich für die ganze Nachbarschaft... aber da ist frisches Wasser das beste Mittel...“

„Ho, ho, ho! da hinten leuchtet noch etwas, man könnte es beinahe für eine besonders rote Nase halten...“

„Zu viel Hitze in den Leuten; zu etwas ist gefährlich für die ganze Nachbarschaft...“

„Wurms werden es nicht mehr lange machen? Wie kommen Sie auf diesen Gedanken?“

„Rautenstrauch hat Geheimnisse...“

„Hm,“ machte der Painter, „das kann ich nicht glauben. Das Geschäft geht freilich ein bisschen langsamer, aber es geht doch noch immer.“

„Ganz egal — Leute stehen vor Ruin,“ verzichtete Rautenstrauch noch einmal auf das Bestimmteste.

Der Eintritt Helens unterbrach das Gespräch über diesen Gegenstand. Das junge Mädchen brachte Gläser und eine Flasche Wein, welche sie vor die Herren hinsetzte.

„Meine Einzige,“ stellte Hopper mit einer entsprechenden Handbewegung vor.

Rautenstrauch machte eine Verbeugung, die er vermutlich für sehr ungewöhnlich hielt, die aber in Wirklichkeit etwas sehr höfliches auslief. Hoppers Kunde knurrte ihn dafür drohend an und umsprang ihn sodann weidlich Helene, die für „Guten Morgen“ sagte und wieder verschwand. Aber noch an der Thüre hatte das Mädchen das unangenehme Gefühl, als folgten ihr die großen, absehnlich aus ihren Höhlen quellenden Augen des Fremden, und als sie die Thüre hinter sich zugewogen hatte, wuschte sie mit der Hand leicht über den Kopf ihrer Schürze, als fürchte sie, daß diese Wäde Fleden da zurücklassen hätte.

Alle Wetter, verdammt hübsches Mädel das,“ sagte Rautenstrauch, als Helene gegangen war, „wie alt?“

Hopper lachte, sichtlich geschmeichelt. „Ja, meine Helene darf wohl für hübsch gelten. Das ganze Ding ist erst freizehn. Und ein gutes Kind ist sie,

wert als die eigentliche Ursache des so oft ausgefallenen Wurm'schen Festes zu bezeichnen ist. Diefem Umstande hatte es der Mann zu danken, daß er von Hopper, der sonst für Besuche nicht besonders zugänglich war, sozusagen mit offenen Armen aufgenommen wurde.

Herr Rautenstrauch verdiente einen solchen freundlichen Empfang seitens des Painters aber auch in anderer Hinsicht. Der Zweck seines Besuchs war nämlich der, Herrn Hopper den Beifall auszudrücken, den er bei dem gestrigen „Brand“ an den Tag gelegte „Bravour“, durch welche vielleicht das ganze Stadtviertel vor einer unübersehbaren Katastrophe bewahrt worden sei. Von dem dieser Beifall herrührte, führte Herr Rautenstrauch nicht besonders an, doch ließ sich aus seinem Auftreten schließen, daß es sich nicht allein um seinen eigenen, sondern um den Beifall von unglücklichen Mitbürgern handelte, die ihn zu ihrem Sprachrohr erwählt. — Der Painter meinte nun zwar, „so schlimm“ sei es eigentlich nicht gewesen, heimlich begann er aber doch hoch auf sich zu werden, denn in seiner Herzensart war er als bald bereit, nicht nur die Versicherungen seines Besuchers für bare Münze zu nehmen, sondern sie auch für den Ausdruck der öffentlichen Meinung über die Heldenthat von gelten zu lassen...

Herr Rautenstrauch war ein Schmeicheleier und sichtlich befreit, sich als offener, allen Winkelzügen abholter Wiederwärtler zu geben. Einen schönen Mann konnte man ihn gerade nicht nennen. Er war vielmehr ein robuster und roh aussehender Kerl, mit groben, nichtsagenden in die Welt starrenden Glasaugen und fummelndem Haar. Ueber seinem Antlitz mit den beiden roten Backen lag stets ein unbescheidlicher Schimmer von Langweiligkeit; dabei spielte aber doch ein Zug von dreister Verschlagenheit um Augen und Mundwinkel. Hopper machte sich nun nichts aus dem Langweiligkeit Anderer, und r'm sich von jenem ungemüthlichen Zuge von List warnen zu lassen, bei dem Rautenstrauchs Gesicht von der Sand der Natur geschrieben stand, dazu war Hopper in der Psychoanalyse nicht gewandert ausgebildet.

Der Painter war also sehr erfreut über Herrn Rautenstrauchs Besuch und hörte mit Vergnügen auf dessen Mittheilungen, die alle in einer eigenenthümlich abgehackten Redeweise gegeben wurden: Wie es über die schöne That Hoppers nur eine Stimme in der Nachbarschaft gäbe, wie man sich allgemein darüber freute, daß dem waderen Ketter aus der Noth bei seiner gemeinsamen That kein Unfall widerfahren sei, was ja so leicht hätte geschehen können, und wie man heute noch in den weitesten Kreisen darüber lache, daß die Familie Wurm, deren Leichnam die ganze Gefahr heraufbeschworen, durch einen bösen Zufall in die besten Wasserstrahlen gerathen sei.

Hier lachte Hopper äußerst vergnügt und beiläufig, „im Vertrauen“ zu versichern, daß von einem Zufall im Grunde genommen nicht die Rede sein könne. Vielmehr habe er geglaubt, den Wurm'schen einen kleinen Denzettel nicht vorzuenthalten zu sollen; denn wer's nicht versteht, der sollte eben die Finger von allen Hindernissen lassen. — Rautenstrauch stellte sich ob dieser vertraulichen Mittheilung sehr überrascht, lachte dann aber auch aus vollem Halse und beglückwünschte schließlich den Painter zu seinem „gelungenen Einsatze“.

Auch im weiteren Verlaufe des Besuchs drehte sich das Gespräch selbstverständlich um die Familie Wurm, und Herr Rautenstrauch ward, indem er sich, wie bis auf den Grund seines Herzens vergnügt, die Hände rieb, wo er er aber ein ganz ernstes Gesicht machte, gelegentlich die Bemerkung hin:

„Leute werde' es nicht mehr lange machen. Ziemlich fertig. Hut mir leid, eigentlich traurig. Siehe sich bereit, Kram aufzutau'n. Ausgeschmetter Strom, mußte' Sie wisse'.“

Hopper sah seinen Besucher etwas betroffen an. Er wußte nicht recht, was er aus dieser Rede machen sollte.

„Wurms werden es nicht mehr lange machen? Wie kommen Sie auf diesen Gedanken?“

„Rautenstrauch hat Geheimnisse...“

„Hm,“ machte der Painter, „das kann ich nicht glauben. Das Geschäft geht freilich ein bisschen langsamer, aber es geht doch noch immer.“

„Ganz egal — Leute stehen vor Ruin,“ verzichtete Rautenstrauch noch einmal auf das Bestimmteste.

Der Eintritt Helens unterbrach das Gespräch über diesen Gegenstand. Das junge Mädchen brachte Gläser und eine Flasche Wein, welche sie vor die Herren hinsetzte.

„Meine Einzige,“ stellte Hopper mit einer entsprechenden Handbewegung vor.

Rautenstrauch machte eine Verbeugung, die er vermutlich für sehr ungewöhnlich hielt, die aber in Wirklichkeit etwas sehr höfliches auslief. Hoppers Kunde knurrte ihn dafür drohend an und umsprang ihn sodann weidlich Helene, die für „Guten Morgen“ sagte und wieder verschwand. Aber noch an der Thüre hatte das Mädchen das unangenehme Gefühl, als folgten ihr die großen, absehnlich aus ihren Höhlen quellenden Augen des Fremden, und als sie die Thüre hinter sich zugewogen hatte, wuschte sie mit der Hand leicht über den Kopf ihrer Schürze, als fürchte sie, daß diese Wäde Fleden da zurücklassen hätte.

Alle Wetter, verdammt hübsches Mädel das,“ sagte Rautenstrauch, als Helene gegangen war, „wie alt?“

Hopper lachte, sichtlich geschmeichelt. „Ja, meine Helene darf wohl für hübsch gelten. Das ganze Ding ist erst freizehn. Und ein gutes Kind ist sie,

das weiß Gott. Hässlich und wirtschaftlich — keine Hübs und kein shopping-Geben. Ich danke unserm Herrgott, daß ich sie habe.“

Herr Rautenstrauch sagte auf das von dem Vater der Tochter gesendete Lob nichts weiter als „so, so“; doch wurde er plötzlich nachentst, seinen trank, in Gedanken verfunken, seinen Wein, indem er dazu mit der Zunge schmahte, mehr als gerade nöthig war.

Nach einigen belanglosen Wechselgesprächen empfahl er sich endlich. Jis und Jitris knurrten wieder sehr unangenehm, als Rautenstrauch unaufgefordert das Versprechen gab, nächstens wieder kommen zu wollen.

Herr Rautenstrauch hatte das Schlagwort „abgewirtschaftet“, welches er mit Bezug auf Wurm's Braut gehalten, nicht so ganz aus der Luft gegriffen. Allerdings hatten bisher weder Wurm selber noch auch seine Angehörigen sich das Gedanklich abgeben müssen, daß der Zusammenbruch bereits vor der Thüre stehe; aber man fühlte doch auch schon im Hause Wurm sehr bedeutend, daß nicht alles sei, wie es sein sollte, und immer mehr bemächtigte sich ein gewisses dumpfes Gefühl der Unsicherheit und des Unbehagens des armen Wurm. Dieses Gefühl ließ ihn keine Stunde mehr los, ja es begann ihn allmählich sogar auf sein Observatorium zu verfolgen und verleitete ihn den Anblick der Sterne, die er eines Tages sich genöthigt gesehen hatte, bei einem seiner Lieberanten um Frist für eine bereits fällige Zahlung anzufuchen. Dabei wurden unentbehrlich die zahlungsfähigen Kunden immer seltener, und nur diejenigen Käufer blieben dem Geschäft treu, die weit davon entfernt waren, ihre Bedürfnisse mit barem Gelde zu bezahlen... Wurm traute sich, wenn sich ihm diese Beobachtung aufdrängte, hinter den Ohren, und sein Kinn verankert tief, sehr tief in der Halsbinde — aber der Kunden wurden darum nicht mehr.

Lohy, der insofern die tristen Verhältnisse den größten Theil des Tages über nichts zu thun hatte, warf sich neuerdings auf die Poesie, das heißt, er schmiedete im Schweiße seines Angesichts Verse auf eine imaginäre Schöne. Wurm schüttelte nur wehmüthig das Haupt, wenn ihm der Junge diese greulichen Reimerlein gelegentlich vorlas, und meinte, er habe sich seinerzeit wohl auch in der edlen Dichtkunst versucht, sei aber zu der Ueberzeugung gelangt, daß dabei nichts Ordentliches herauskomme. Verstärkter und für alle Theile besser wäre es gewesen, wenn Wurm Lohy's Gedichte in den Ofen geworfen und den Büchsen an seine Arbeit verwiesen hätte. Denn auch dadurch, daß Lohy den Reimerlein gelegentlich Strophen aus seinen in der Entstehung begriffenen Werken recitirte, konnten die Hausfrauen nicht darüber hinweggerathen werden, daß man bei Wurm immer schlechter bedient werde.

Recht unangenehm war auch, daß die Deutsche Spardant des Herrn Brogen noch immer nicht ihre Geschäfte beginnen wollte, denn durch diese Verögerung wurde offenbar auch eine Verögerung in der zu gewärtigenden reichen Zinszahlung herbeigeführt. Lippis, durch die plötzlich erwachte Unruhe der Frau Heintzmann angetrieben, suchte eines Tages — es war das etwa eine Woche nach den Ereignissen des 4. Juli — Mr. Brogen in dessen Stammneipe auf. Der Dief dann auch dort seinen Mann, der höchst gemüthlich hinter einer Flasche Sekt lag, und ließ sich herbei, ein Glas davon mitzutrinken. Ueber den gegenwärtigen Stand des großen Geschäftes erfuhr er aber doch nichts Neues, denn Mr. Brogen meinte, Geschäfte wie das seine mühten eben so vorsichtig als gewöhnlich angelegt werden — nur dann sei ein Erfolg zu gewärtigen. Damit hatte Mr. Brogen in jedem Falle den Nagel auf den Kopf getroffen, und Lippis glaubte darum seiner Auftraggeberin die Versicherung geben zu dürfen, daß alles im besten Gange sei, und die Deutsche Spardant demnach ihre segensreiche Thätigkeit aufnehmen werde. So hatte Mr. Brogen versprochen, nachdem er herzlich und gänzlich unbedorft über die Mittheilung von Frau Heintzmann's plötzlicher Mangelhaftigkeit gelacht hatte...

Zunius, dem man, wie wir wissen, nichts von der Beteiligung seiner Familie an der Deutschen Spardant gesagt hatte, sah wohl, daß das Gemüth seines Vaters von Sorgen bedrückt war; da der alte Wurm aber allen Fragen auswich, glaubte Lippis annehmen zu dürfen, daß es sich nur um vorübergehende geschäftliche Unannehmlichkeiten handelte, und mit seinen eigenen Angelegenheiten stark beschäftigt, unterließ er es, weiter in den Vater zu dringen.

Zunius hatte sich Helene gegenüber dafür ausgesprochen, daß man ihrem Vater ohne weiteres Jägern Mittheilung von ihrer Verlobung zu machen und um seine Einwilligung zu bitten habe. Allein Helene war es, die ihn davon abhielt. Sie wollte eine Gelegenheit abwarten, um den Vater so viel als möglich auf das große Ereigniß vorzubereiten, und dann war es auch räthlich, einen Moment abzuwarten, wo der Alte besonders guter Laune war. Auf diese Weise verstrich ein Tag um den anderen, ohne daß das junge Paar auch nur um einen einzigen Schritt der Erfüllung seiner Wünsche näher gekommen wäre.

Rautenstrauch wußte seine Zeit unglücklich weitauß zu verwenden. Er arbeitete mit bewundernswürdigem Fleiße daran, sein Geschäft in die Höhe zu bringen und unterließ nicht, um das seines Konkurrenten Wurm näher an den Abgrund heranzutreiben. Daneben fand er aber immer noch Zeit, sich auf's Eingehendste um

Hoppers Verhältnisse zu erkundigen. In kurzer Zeit wußte er ganz genau, daß Hoppers Haus völlig schuldenfrei war, daß der Painter überdies einen werthvollen gleichfalls schuldenfreien Besitz in Wisconsin hatte, der unter günstigen Bedingungen verpachtet war, und auch den Bank-Account Hoppers konnte er bei Heller und Pfennig angeben.

Um all' diese Dinge hatte sich Rautenstrauch indessen nicht etwa aus eitlem Neugierde erkundigt. Er hatte vielmehr einen bestimmten Zweck im Auge, und nun, da er wußte, daß das Recht, der Painter sei „gut ab“ nicht gelogen habe, war er auch fest entschlossen, seinen Augenblick zu verthemen, um sein Ziel so rasch als möglich zu erreichen. Denn dieses Ziel war kein anderes, als Helene Hopper zu seiner Frau zu machen, und man wird es bei Helene's äußeren Vorzügen begreiflich finden, daß der gute Rautenstrauch in der Befürchtung lebte, irgendein Anderer möchte etwa auf dieselbe Idee kommen und ihm den Rang ablaufen.

Darum, daß Rautenstrauch zu dem eben erwähnten Entschlusse gelangt war, darf aber keineswegs geschlossen werden, daß Helene auf sein Herz ein so unaussprechliches Eindrud hervorgebracht hätte. Gar nicht! — Rautenstrauch auch sah nicht nur alles Anderer sondern auch die Heirathsangelegenheit vornehmlich vom Standpunkte seines Geschäftes aus in's Auge. Helene hatte ihm allerdings gefallen, aber sie allein deshalb zur Frau zu nehmen, wäre ihm auch nicht im Traume in den Sinn gekommen. Um seine eigenen Worte zu gebrauchen: Von der Schönheit konnte man nichts herunterbeten. — Aber Rautenstrauch kalkülirte so: Eine schöne, muntere Frau taugt zum Verkehr mit Kunden entschieden besser, als eine alte, häßliche und unangenehme. Dann war Helene, wie ihm von allen Seiten bezeugt wurde, außerordentlich häuslich und wirtschaftlich, Eigenschaften die man bei einer modernen Amerikanerin leider nicht allzu häufig findet. Und häuslichkeit und Wirtschaftlichkeit, verbunden mit einem völligen Mangel des unseligen Hanges zum „Shopping“, das war, was Rautenstrauch mit Recht an einer Frau über Alles schätzte. Eine vollkommen arme, wenn auch sonst mit allen erdenklichen häuslichen Tugenden gesegnete Frau zu heirathen, dazu hätte sich nun Rautenstrauch trotz dem nimmermehr entschlossen. Er ging nämlich von der Ansicht aus, ein Paar Jahre zum Mindesten nichts kosten, bevor er ein Geschäftsmann sein könnte, denn man nach Belieben wecheln kann, wenn man nicht zufrieden mit ihm ist. Aber der gültige, seit unendlichen Zeiten den Rautenstrauch's hohe Heiligkeit hatte ja auch in diesem Punkte gnädig vorgehört, indem er Helene mit einem Vater versehen hatte, dessen Verhältnisse sich in einer so überaus günstigen Ordnung befanden.

So war denn Helene für unseren Rautenstrauch das Ideal aller Hausfrauen, und er war, wie gesagt, mit sich darüber einig, daß er diesmal zugreifen müßte. Daß er möglicherweise einen Robt erhalten könnte, das kam ihm, wie bei einem Charakter von solcher Art begrifflich, nicht einen Augenblick in den Sinn. Er war ein solider Geschäftsmann, der auf einige Erfolge zurückblicken durfte, und schon ein hübsches Stückchen Geld auf die hohe Kante gelegt hatte; auch stand er in den besten Jahren — in der ersten Hälfte der Dreißiger — war gesund und kräftig, hatte keine üblen Gewohnheiten — was sollte unter diesen Umständen ein vernünftiges Mädchen an ihm aussetzen haben? — Endlich wollte Rautenstrauch sich vorerst gar nicht an das Mädchen selber wenden, sondern an den Vater. Das Mädel würde schon Ja sagen, wenn nur der Vater einmal einverstanden war. Und daß der alte Hopper nichts gegen ihn einzuwenden haben würde, das war ja von vorne herein klar. Wie hätte auch ein vortheilhafter Mann eine bessere Wahl in Bezug auf den Tochtermann treffen können?

Der Zufall führte an einem der nächsten Tage den Painter Rautenstrauch in den Weg und der Freier war gleich bei der Hand, die Gelegenheit beim Schopfe zu fassen. „Mal meinen Laden ansehe“, Mr. Hopper,“ schlug er dem Painter vor. Hopper, neugierig wie immer, war mit diesen Vorschläge sofort einverstanden und begleitete den neugewonnenen Freund in dessen Laden.

Dort hatte ein Bedienter alle Hände voll zu thun, um den Wünschen der Kunden gerecht zu werden. Das machte auf Hopper einen recht guten Eindruck und Rautenstrauch beilegte sich, denselben zu befestigen, indem er seine Vorkörbe in aller Form vorstellte. Bei jedem Artikel gab er auch die davon vorhandene Menge an: „Mehl: 17 Barrels; Konfekt: 300 Büchse' Fleisch, 200 Ceme'je; Fett: drei Fässer.“

Hopper äußerte sein Erstaunen über das große Waarenlager. „Mein Herr,“ erklärte Rautenstrauch, „Sodann führt der Hausherr seinen Gast in die Wohnstube: Drei Zimmer, einfach, aber sehr anständig möblirt. Durch das eine Wort „Ererb“ deutete Rautenstrauch an, auf welche Weise er in den Besitz der Mädelstände gelangt war.

In seinem Schlafzimmer öffnete Rautenstrauch einen Schreibr und nahm ein Einkaufsbuch heraus. Er legte es dem Painter vor, indem er sagte: „Albino, Passiva. 3181 Dollars 58 Cents in der Bank — see!“

Hopper nicht befriedigt, obwohl ihn

die Sache ja weiter gar nichts anging. Er wußte begrifflicherweise noch immer nicht, wo der Greter hinanzuwolle. Endlich, nachdem er seinen Gast auf einen Stuhl genöthigt, rückte Rautenstrauch auch mit der Farbe heraus: „Well, Mr. Hopper,“ sagte er, „denke, habe was vor mich gebracht, im Leben. Hoffe, noch weiter vorwärts zu kommen.“ Brauche nur Ems: tüchtige Hausfrau.“

„Da haben Sie sich nur umzusehen. Es gibt genug junge Mädchen, die nicht nein sagen würden,“ ermunterte Hopper.

„Hoffe so,“ nickte Rautenstrauch, „auch schon gefunde, was mir paßt.“

„Dann ist ja Alles all right,“ lachte Hopper, „wie heißt denn die Glücklich, wenn die Frage erlaubt ist?“

Rautenstrauch verzog wahrhaftig keine Miene, als er die Frage Hoppers beantwortete, sagte: „Helene Hopper.“

Hopper glaubte nicht recht gehört zu haben. „Wer?“ rief er, wie aus den Wolken gefallen.

„Helene Hopper,“ wiederholte Rautenstrauch so ruhig wie früher. „Alle Hage!“ brach der Painter los, indem er sich erhob, „meine Helene?“ — „Ja, bösen Sie mal... Wann um's Nimmeln haben Sie denn mit dem Mädel gesprochen?“

„Gefrage? Kein Wort! — Meine nur: Helene wäre die Rechte für mich.“

„Ach so!“ machte Hopper unter einem unentbehrlichen Aufathmen. „Aber Rautenstrauch fuhr unbetriert fort: „Yes, Sir. Helene wäre die Rechte. Hässlich, wirtschaftlich, bischen Modest...“

„Wofür wissen Sie denn das,“ unterbrach der Painter mikraufisch. „Well, ich weiß es,“ lehnte Rautenstrauch ein näheres Eingehen auf diesen Gegenstand ab. „Hätte' Sie was gegen meine Bemerkung?“

Hopper meinte nachdenklich das vorliegende Haupt, dann sagte er: „Eigentlich nicht. Aber mir scheint: die Hauptfrage wäre denn doch, daß Sie sich erst bei dem Mädel selber erkundigen.“

„Oh, that's all right,“ rief Rautenstrauch beinahe ungeduldig, „das fire ich schon.“

Hopper war sehr erstaunt über diese Siegesgewißheit, doch wußte er vorläufig nichts dagegen einzuwenden. „Glaube, mir sind im Reinen,“ fuhr Rautenstrauch fort, „was geben Sie ihr als Mitgift?“

Diese Frage ärgerte nun den Painter. Wozu Helene den Mann da haben, so hatte er allerdings nichts dagegen; sein Geschma wäre der gute Rautenstrauch mit den abstehenden Ohren und dem langweiligen Gesichte nun freilich nicht gewesen, trotz aller Vorkörbe an Mehl, Fett u. dergl. Aber sich so ohne Weiteres nach der Höhe der Ausstattung zu erkundigen, das war nach Hoppers Ansicht im höchsten Grade unbillig. Er erwiderte daher grob: „Recht geht das noch Niemanden an.“

„All right!“ sagte Rautenstrauch nicht im Mindesten getränkt. „Denke, wir gehen jetzt Eins trinken.“

Dem Painter war's recht. Fünf Minuten später betraten Beide Reichmann's Wirthschaft. — Bei Reichmann's sah inmitten eines ausserordentlich reichhaltigen und umwohnenden Bürgers Meister Lippis, und an dessen Seite Viktor von Stidow, welchen vortrefflichen jungen Mann wir leider seit längerem aus den Augen verlieren mußten. Die ganze Gesellschaft befand sich schon in höchst feierlicher Stimmung, wozu die von Lippis geleitete eingehende Schilderung der uns bekannten Ereignisse des 4. Juli nicht wenig beigetragen hatte.

Hopper mit seinem schlechten Gemüthe hätte nun Lippis und dessen Gesellschaft am liebsten links liegen lassen; da aber sein Begleiter geradebei auf den von der frühlichen Kampagne besetzten Tisch zugetrrete, mochte er doch auch nicht hintenbleiben, weil das möglicherweise so ausgehen könnte, als fürderte er sich vor dem dicken Lippis, was gewiß eine lächerliche Auffassung von den Dingen gewesen wäre.

Rautenstrauch wie Hopper nahmen also bei den Anderen Platz, die bereitwillig zusammenrückten. Hopper knurrte dabei einen „Guten Abend“ in sich hinein, während Rautenstrauch aller Welt die Hand reichte.

Stidow, der noch nicht ausgespürt hatte zu lachen, wendete sich sofort an den Painter mit der Frage: „Sagen Sie, ist es wahr, daß Sie den Feitwulst da leshin eingeweicht haben?“

Ueber Hoppers Antlitz zog bei der Erinnerung an den Unfild, den der puodnaffe Lippis damals genährt hatte, ein Lächeln.

„Why — find Sie auch nach geworden, Mr. Lippis?“ fragte er dabei mit gut gespielterm Erstaunen.

„Zum Glück nicht weiter als bis an die Knochen,“ antwortete Lippis unter dem Gelächter der ganzen Gesellschaft. „Ja, es ist ein schlimmes Ding, wenn man sich vor einen Strigenschlauch stellt,“ meinte Hopper gemüthlich.

„Besonders dann, wenn ihn ein angenehmer Nachbar handhabt,“ ergänzte Lippis.

„Wer, zum Teufel, heißt Sie, auf der Straße Reden halten?“ fragte Hopper geärgert.

„Wer, zum Donner, heißt Euch, sich darum kümmern?“ gab Lippis zurück.

„Hall!“ fiel Stidow ein, „gegritten wird hier nicht, Dider. Ich bin der Meinung, daß Mr. Hopper den Dank der Edele verdient. Denn erstens hat er ein Feuer gelöst, und zweitens hat er Dir einmal gründlich das Fell geputzt. Was aber wäre sonst so bringend nöthig gewesen?“

„Hör' mal, Junge,“ sagte Lippis im Tone des Vorwurfs gegen Stidow gemeldet. „Ich finde Dich schon wieder auf der Seite meiner Widersacher. Das schmerzt mich in tieferer Seele. Denn sieh: wem verbanst Du, daß Du Dich unter amerikanischen Gentlemen leidlich gut zu benehmen weißt? Wem anders als mir? Und ist das der Dank hierfür?“

„Oh, Du miserabler Topf voll sündiger Gedanken!“ rief Stidow entsetzt. „Was verbanst ich Dir? Hör' mal: mein rechter Arm soll mir ausgenüßlich von der Schulter fallen, wenn Du mir je etwas anderes gezeigt hast, als die Nase, wo Wirthshaus-schilber hängen!“

„Und ist das nichts? — Meinst Du etwa, ein Grünhorn wie Du hätte sich hierorts in den Wirthshäusern zurechtgefunden, wenn nicht ein getreuer Stidow?“

Stidow lachte aus vollem Halse. „Lippis als getreuer Stidow! Der unterfahrenen jarten Zungen!“ rief er mit Zähnen in den Augen. „Du bist ein löstlicher Kerl, Dider, das muß Dir der gelbe Neid lassen!“

„Meine Verdienste werden niemals richtig anerkannt,“ sagte Lippis scheinbar tief getränkt. „Aber ich weiß wohl: es gehört mit zum Loose aller Schönen auf Erden, daß die blinde Welt es nicht gelten lassen will. Bin ich einst gestorben...“

„In der That wird man Dich bezaubern,“ rief Stidow, „Du hast ein so schönes Gesicht.“

„Die Däbe nach der Wand gefahrt.“

sang Stidow, und fügte sodann hinzu: „Auch eins von den Schmelmeliedern, die Du so oft zum Besten einer erziehungsbefähigten Jugend singst.“

„Ohne Spaß,“ warf einer der Theilnehmer an der Tafelrunde ein, „ich möchte wohl hören, was man nach Ihrem Tode von Ihnen sagen wird, Lippis.“

„Ich auch,“ grüßte der Painter. „Nur Gutes,“ behauptete Lippis. „Hallos,“ rief dagegen Stidow, der sich heute in besonders übermüthiger Laune befand, „soll ich dem Diden die Leichendre halten?“

„Ja, ja!“ riefen die Gäste. „Und Einer meinte: „Das soll ein gelungener Spaß werden.“

„Hil' Dir auch recht, Bruder Diden,“ wendete Stidow sich an Lippis. Dieser meinte achselzuckend: „Wenn Du durchaus von Deinen Kinderleien nicht lassen kannst, und wenn Dir so dringen darum zu thun ist, Dich lächerlich zu machen, — ich habe weiter nichts dawider.“

„All right,“ lachte Stidow, „dann will ich so reden, wie man vor Deinen sterblichen Ueberresten reden würde, wenn nicht der grundhaltige Satz in Geltung wäre: De mortuis nil nisi bene.“

„Mach's gnädig und sehe Deine Einsicht nur nicht in allzu großer Acht,“ machte Lippis, „denn man würde es irrtümlicherweise auf meine Erziehungsmethode schieben. Du mußt wissen: Es wohnt verweiseit wenig Witz zwischen Deinen Augenbrauen und Deinem Haarboden. Denke daran, daß dieser Mangel nicht allzu scharf hervortritt.“

„Ich will Dir's geben, unverschämter Weinschluch!“ rief Stidow. Und, indem er auf ein hinter ihm liegendes Bierglas wies, sagte er, zu der übrigen Gesellschaft gewendet: „Das stellt den Sarpophag unseres verbliebenen Freundes Lippis dar, der von der Sausanica-Loge Nr. 218 erwählte Fels, will sagen Leichenredner.“

Lippis, als einer der „Trauergäste“ zog ein mächtiges, großgeblümtes Taschentuch hervor, wuschte sich mit einem Zipfel desselben die Augen und sagte erschüttert: „Er ist dahin!“

Stidow nahm jenen nächsten Ton an, der von Alters her von den meisten Professionals in Leichenreden angewandt wird, und begann: „Ja, er ist dahin, geliebte Brüder, er ist eingegangen in den Tempel des ewigen Friedens.“

Dabei wies der Redner nach dem Tische, das Lippis' Sarpophag vorstellte. Reichmann, der Wirth mit den ewig verschlossenen Augen, lachte bei dieser Geste laut auf und meinte: „So 'ne Ruhestätte wäre ihm freilich recht.“

Stidow, der noch nicht ausgespürt hatte zu lachen, wendete sich sofort an den Painter mit der Frage: „Sagen Sie, ist es wahr, daß Sie den Feitwulst da leshin eingeweicht haben?“

Ueber Hoppers Antlitz zog bei der Erinnerung an den Unfild, den der puodnaffe Lippis damals genährt hatte, ein Lächeln.

„Why — find Sie auch nach geworden, Mr. Lippis?“ fragte er dabei mit gut gespielterm Erstaunen.

„Zum Glück nicht weiter als bis an die Knochen,“ antwortete Lippis unter dem Gelächter der ganzen Gesellschaft. „Ja, es ist ein schlimmes Ding, wenn man sich vor einen Strigenschlauch stellt,“ meinte Hopper gemüthlich.

„Besonders dann, wenn ihn ein angenehmer Nachbar handhabt,“ ergänzte Lippis.

„Wer, zum Teufel, heißt Sie, auf der Straße Reden halten?“ fragte Hopper geärgert.

„Wer, zum Donner, heißt Euch, sich darum kümmern?“ gab Lippis zurück.

„Hall!“ fiel Stidow ein, „gegritten wird hier nicht, Dider. Ich bin der Meinung, daß Mr. Hopper den Dank der Edele verdient. Denn erstens hat er ein Feuer gelöst, und zweitens hat er Dir einmal gründlich das Fell geputzt. Was aber wäre sonst so bringend nöthig gewesen?“

## Für die Küche.

Türkische Wein-Suppe. Man kocht ein Viertel Pfund gut gereinigten Reis mit wenig Wasser weich. Dann schneidet man einen Eßlöffel voll Mehl in Butter weich, gießt eine Flasche weißen Wein, eine halbe Flasche Wasser, die abgeriebene Schale und den Saft einer halben Citrone hinzu, quirlt alles gut untereinander und läßt es kochen. Dann thut man etwas Kofinen, welche zuvor mit gereinigtem und in etwas Wasser mit Zucker weichgeloht sind, nebst dem Reis und dem nöthigen Zucker hinzu, läßt die Suppe noch einige Minuten kochen und gießt sie mit vier Eidottern ab. Nach Belieben kann man das aus den Zellen geschnittene Fleisch einiger sauber geschälten Apfelsinen in die angerichtete Suppe geben.

Dönsung mit Dillsauc. Eine schöne frische Dönsung wird blanchirt, gekühlt, abgetrocknet und mit geschneitem Wurzelwerk, einigen Scheiben magerem Schinken, einer Zwiebel, einem Lorbeerblatt, Pfeffer und Salz in eine passende Kasserole gelegt und mit so viel Brühe übergossen, daß sie davon bebedt ist. Nun läßt man sie ganz langsam weich dünsten und häutet sie alsdann. Für die Sauce schneidet man zwei Eßlöffel Mehl mit Butter hellgelb, rührt zwei Eßlöffel Sahne und ebensoviele Eßlöffel dazu, gießt nach und nach einen halben Liter gute Fleischbrühe und zwei Eßlöffel fein gewiegten Dill hinzu. Den Dill läßt man in der Sauce durchziehen, ohne daß sie zum Kochen kommt, am besten ist, sie sofort vom Feuer zu nehmen.

Camotte Mädel. Rüden und Reule des Kamms werden mit Salz, welchem man einige feingeriebene Wacholderbeeren beimischt, eingegeben. Dann schlägt man das Fleisch in ein recht nach mit Rohweizen getränktes Tuch ein und bewahrt es 3 bis 4 Tage an kühlem Orte auf, wobei man von Zeit zu Zeit wieder etwas Rohweizen übertrüffel kann. Vor dem Zutreiben wird das Fleisch enthäutet, schön gespült, in eine Butterpfanne gelegt, mit kochender, brauner Butter übergossen, in den heißen Ofen gestellt und recht fleißig begossen. Nach 10 bis 15 Minuten Bratens legt man etwas kochendes Wasser zu. Eine Viertelstunde vor dem Anrichten verührt man einen Eßlöffel Mehl mit Wasser, gießt eine Tasse sauren Rahm dazu und gibt das zu dem Braten. 40 bis 50 Minuten genügt für Ramm. Beim Anrichten giebt man Citronensaft hinzu. Die Sauce wird entfettet und wenn nöthig verdit.

Kartoffeln mit Zwiebeln auf hollandische Art. Man nimmt dazu ganz kleine Kartoffeln vor gleicher Größe, schält und wäscht sie recht rein. Zu einer Schüssel von mittlerer Größe rechnet man einen Teller von Zwiebeln, läßt diese lagenweise mit den Kartoffeln reichlich Butter, Salz und etwas Pfeffer in einen Topf, gibt so viel Wasser dazu, daß die Kartoffeln